

König Mungo.

Von Joh. von Rosenbach.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm theilte mit seiner Frau, der holländischen Prinzessin Luise Henriette, die Neigung für die Künste, besonders für die Malerei und für die Gartenkultur. Die verstorbene Kurfürstin hatte in Oranienburg eine sogenannte Holländerei eingerichtet und eigene Küchengärten, in welchen sie alle jene Gemüße und Pflanzen umherzuführen ließ.

Eines Tages, als er gerade hier das Empfinden der Kurfürstin, welche Luise Henriette zuerst in der Markt eingeführt hatte, beabsichtigte, wurde ihm gemeldet, daß ein junger Mensch da sei, welcher einen Auftrag an ihn habe. Der Kurfürst, welcher auf einer Bank vor einem Tischchen saß, ließ den jungen Menschen vorzutreten und befragte ihn nach seinem Begehren.

Der junge Mann, Namens Jobst Hengemann, war Gehilfe beim Meister Waagler, einem Kunstgärtner in Berlin, und von diesem zu dem Kurfürsten geendet worden, um einige seltene Samen, welche derselbe erhalten hatte, von ihm zu erbitten. Es war nämlich allgemein bekannt, daß Friedrich Wilhelm, jenseit sein Vortritt, recht gemessen unentgeltlich vertheilte, um auch auf diese Weise zur Hebung der Gartenkultur in seinem Lande beizutragen.

Auf seinen Stof gestützt, befragte der Kurfürst Jobst, dessen hohe kräftige Gestalt und frisches, gelbes Gesicht ihm wohlgefiel, um dies und jenes, was den Gartenbau im Allgemeinen und die Kunstgärtneri Meister Waaglers insbesondere betraf.

Am nächsten Morgen erschien Jobst im Schloße und bat um Audienz beim Kurfürsten. Er mußte sich einige Zeit gedulden, da Friedrich Wilhelm sich gerade mit einigen seiner Räte unterhielt; doch als die Staatsmänner ihn verlassen hatten, wurde Jobst vorgelassen und stand jetzt vor dem Kurfürsten, der in einem Lehnstuhl saß, ihm mit seinen großen, durchdringenden Augen musterte.

„Nun, was willst Du?“ fragte Friedrich Wilhelm. „Soll ich Dir helfen, Deine Freie zu erhalten?“

„Nein, Kurfürstliche Gnaden,“ erwiderte Jobst, „ich bin nur gekommen, meinen Dank abzusagen für deren hohe Protection bei dem Vater des Königs, und um Abschied zu nehmen.“

„Nun, was willst Du denn eigentlich anfangen?“ fragte der Kurfürst lächelnd.

„Ich weiß noch nicht,“ erwiderte Jobst, „aber ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„So, so,“ sagte der Kurfürst, „dann will ich Dir einen guten Rath geben. Ein paar meiner Schiffe sollen demnächst nach Afrika segeln, willst Du mit, so soll mir's recht sein, wir können noch brave, müthige Burden, wie Du einer bist, gebrauchen.“

„Topp,“ sprach Jobst, „ich schlage ein,“ und als der Kurfürst ihm nun wirklich die Hand bot, legte er die seine hinein und sprach: „Kurfürstliche Gnaden, sollen von mir hören in irgend einer Weise. Entweder ich zahle mit meinem bishigen Leben, oder ich komme zurück, daß ganz Berlin die Augen aufreißt.“

„So ist's recht,“ sagte der Kurfürst. „Königliche Gnaden, die brauchen wir, und wer tapfer ist und zugereitet verbleibt, der mag sich dort im heißen Afrika reich an Ruhm und Ehre und an Gold und Schätze holen.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

Friedrich Wilhelm lächelte laut auf, doch im nächsten Augenblick trat er ihm leid um den Burden, und er fragte ihn um die Ursache seines Schmerzes und seiner Thränen. Jobst klagte dem leuchtigen Landesherrn sein Leid und fügte hinzu, daß nur sein bishiges Christenthum ihn davor bewahre, seinem Leben ein Ende zu machen, so schlecht habe ihn die Jungfer Freie behandelt.

Zwischen hatte man Waagler geholt, und er kam jetzt eilig, um den Kurfürsten zu begrüßen und ihn in seinem Garten umherzuführen. Friedrich Wilhelm benutzte die nächste beste Gelegenheit, welche ihm Waagler selbst bot, als er Jobst warmes Lob für seine Kenntnisse und seinen Fleiß spendete, und rebete dem Allen zu, dem braven Jungen doch seine Tochter zum Weibe zu geben.

„Es geht nicht an, Kurfürstliche Gnaden,“ erwiderte Waagler, „denn Jobst ist armer Leute Kind, und Freie kann sich gut und reich verheirathen. Die Gartenwirtschaft aber soll mein Sohn weiterführen, und es ist besser, daß so zu jagen Alles in der Familie bleibt.“

Der Kurfürst sah, daß hier Alles vergeblich war, und nachdem er Jobst noch freundlich zugewandt, verließ er mit Waagler den Garten.

Im nächsten Augenblick flog Junger Freie herbei und stand jetzt vor Jobst gleich einer Klage bereit, ihm in's Gesicht zu springen und ihm dasselbe mit ihren Krallen zu zerkratzen.

„Du hast mich beim Kurfürsten verflucht,“ rief sie mit vor Zorn gerötheten Wangen, „nun warte nur, ich will Dir's vergelten, Du sollst mir augenblicklich fort, so, mit Schimpf und Schande will ich Dich fortjagen. Warte nur, Du kennst mich noch nicht, Du sollst mich erst kennen lernen.“

Am nächsten Morgen erschien Jobst im Schloße und bat um Audienz beim Kurfürsten. Er mußte sich einige Zeit gedulden, da Friedrich Wilhelm sich gerade mit einigen seiner Räte unterhielt; doch als die Staatsmänner ihn verlassen hatten, wurde Jobst vorgelassen und stand jetzt vor dem Kurfürsten, der in einem Lehnstuhl saß, ihm mit seinen großen, durchdringenden Augen musterte.

„Nun, was willst Du?“ fragte Friedrich Wilhelm. „Soll ich Dir helfen, Deine Freie zu erhalten?“

„Nein, Kurfürstliche Gnaden,“ erwiderte Jobst, „ich bin nur gekommen, meinen Dank abzusagen für deren hohe Protection bei dem Vater des Königs, und um Abschied zu nehmen.“

„Nun, was willst Du denn eigentlich anfangen?“ fragte der Kurfürst lächelnd.

„Ich weiß noch nicht,“ erwiderte Jobst, „aber ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„So, so,“ sagte der Kurfürst, „dann will ich Dir einen guten Rath geben. Ein paar meiner Schiffe sollen demnächst nach Afrika segeln, willst Du mit, so soll mir's recht sein, wir können noch brave, müthige Burden, wie Du einer bist, gebrauchen.“

„Topp,“ sprach Jobst, „ich schlage ein,“ und als der Kurfürst ihm nun wirklich die Hand bot, legte er die seine hinein und sprach: „Kurfürstliche Gnaden, sollen von mir hören in irgend einer Weise. Entweder ich zahle mit meinem bishigen Leben, oder ich komme zurück, daß ganz Berlin die Augen aufreißt.“

„So ist's recht,“ sagte der Kurfürst. „Königliche Gnaden, die brauchen wir, und wer tapfer ist und zugereitet verbleibt, der mag sich dort im heißen Afrika reich an Ruhm und Ehre und an Gold und Schätze holen.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

„Nun, was willst Du?“ fragte Jobst, „oder ich will hinaus in die weite Welt, ganz hinaus, bis zu den Wäldern oder noch weiter, dorthin, wo ich nichts mehr von Berlin höre und Berlin nichts mehr von mir erfahren kann.“

Talente eines Eroberers und eines Diplomaten. Es gelang ihm, Verträge mit drei Negersfürsten zu schließen, welche dem Kurfürsten von Brandenburg huldigten und ihre Zustimmung dazu ertheilten, daß die Brandenburgische Flotte an diesem gearbeitet wurde, suchte ein vierter Negersfürst die Brandenburg in ihrem Unternehmen zu fördern. Es kam zu einem blutigen Gefechte, in welchem sich Jobst vor allen Andern hervorthat, so daß er von dem Capitän Blad vor der Front belobt und in einem Bericht an den Kurfürsten ausdrücklich erwähnt wurde.

Der König des feindlichen Stammes war in dem Kampf gegen die Brandenburg geblieben. Es erschienen nun Abgesandte des besiegten Volkes, um den Deutschen Frieden zu schließen, und verlangten vom Capitän Blad, er möge ihnen selbst einen König geben, der weise und tapfer und gute Nachbarschaft mit den Brandenburgern zu halten bereit sei.

Capitän Blad erwiderte die Sachspasshaft, und er rief seinen Leuten zu: „Ist denn nicht unter Euch, der König werden will?“

Die alten Seebären lächelten in Chor; da trat aber der Front und sprach: „Ich, Herr Capitän, ich bin's zufrieden!“

Unter lautem Jubel der Kameraden wurde Jobst von Capitän Blad den Negern als König vorgeschlagen, und die Schwärzen, welche sich ganz besonders dadurch geehrt fühlten, daß sie einen weissen König erhalten sollten, warfen sich vor ihm zur Erde und huldigten ihm als ihren Herrscher und Heerführer.

Von einer Abtheilung bewaffneter Seelen begleitet, zog Jobst, die Krone auf dem Kopfe, im Purpurmantel in sein Reich ein und war nur bei seiner Ankunft in dem höchsten Palaste des gefassten Königs etwas unangenehm berührt, als ihm die Priester die Mittheilung machten, daß er verpflichtet sei, die Witwe seines Vorgängers zur Frau zu nehmen. Doch Jobst machte gute Miene aus bösem Spiel, und er gewohnt, der Gefahr müthig zu's Auge zu blicken, begab er sich sofort nach dem Hause der Königin, das unmittelbar an den Palast des Königs stieß.

Zu seiner Ueberraschung fand er statt des erwarteten schwarzen Angehörigen ein schlanke, schönes Weib, mehr braun als schwarz von Farbe, mit regelmäßigen, fast europäischen Zügen, lebhaften, dunklen Augen und dichtem schwarzen Haar, welches in ihrem Schurz aus ihrer Brust hervorsah, ein Antlitz, um die Schultern, die Arme mit goldenen Ketten, die Brust mit Perlen und Korallen geschmückt, sogar einen gewissen selbständigen Reiz auf einen weissen Mann ihnen mußte. Nach wenigen Tagen hatte sich Jobst, welcher den Namen Mungo annahm, und die Königin Tamara-Babba befreundet und feierten unter lautem Jubel des Volkes ihre Hochzeit.

Im Jahre 1682 wurde in Berlin eine afrikanische Handelsgesellschaft gegründet, welche an der Küste von Guinea zu wirken gedachte. Einige Berliner Kaufleute steuerten 24,000 Thaler zu derselben bei, einige Holländer 20,000 Thaler, der Kurfürst selbst gab 8000 Thaler, und der Rest der Gesellschaft seinen Schatz und Verstand. Eine neue Expedition nach Guinea wurde ausgesandt.

Da er schien merkwürdig eines Tages Jobst, König Mungo, mit Königin Tamara-Babba in Berlin und stielte dem Kurfürsten als seinem Oberherrn einen feierlichen Besuch ab. Der Kurfürst zeigte sich sehr gnädig, und als Jobst ihn an die Worte erinnerte, welche er beim Abschied gesprochen, rief Friedrich Wilhelm lachend:

„Ich habe Dir gut gethan, König Mungo; für solche Kerle, wie Du bist, ist unsere Welt hier zu eng. Nun aber nicht für ungar, hast Du Deine Freie wiedergesehen?“

„Nein,“ erwiderte Jobst lächelnd. „Aber es aber nach der Audienz an der Seite seiner braunen Liebesgöttin in prächtiger Kutte das Schloß verließ, stand eine Menge Volks in den Straßen, um den König Mungo und die Königin Tamara anzusehen, und wie nun Jobst im Vorüberfahren den Kopf wendete, um der gränzenden Menge zu danken, da sah er plötzlich Freie an der Seite ihres Gatten, des Goldschmieds, welche ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte und dann einen lauten Schrei ausstieß.“

„Gott!“ rief sie, „daß ich ja Jobst, der hat es aber weit gebracht. Hätte ich ihn genommen, so wäre ich jetzt Königin von Afrika.“

Die Liebhaberei für Juwelen hat eine höchst interessante Geschichte. Jahrtausende hat es bedurft, bevor es möglich war, einen Diamanten zu einem Brillanten zu schleifen. Es ist schon bei der Verfeinerung der Kronenmännchen Frankreichs die Frage aufgeworfen worden, wo kommen denn eigentlich alle diese Perlen und Brillanten, diese Rubinen, Smaragden und Saphire u. s. w. hin? und man kann unbeschwerlich im allgemeinen darauf antworten: „nach Amerika.“ Der Jahst also diese Millionen? Die Amerikaner und namentlich die Pariser amerikanische Colonie, Madame Maday, b. B. besitzt einen Schatz von Juwelen, der sich mit jedem der europäischen Fürstinnen vergleichen kann. Unter anderem besitzt sie eine Schär (rivoro) der größten und schönsten Brillanten von zwei Metern Länge, beliebig um den Hals oder um die Taille zu schlingen. Desgleichen hat sie ein „collier en chute“ von Perlen, d. h. ein Halsband, welches hinten am Schloß mit kleineren Perlen anfängt, an welche sich immer größere und größere Perlen bis zur mittlsten Perle, die allein einen Werth von 30,000 Francs hat.

Bei dieser „chute“ wird natürlich

mit Strupfbüschel Kritik auf die höchste Schönheit der einzelnen Perlen und auf ihre vollständige Harmonie in Größe, Form und Farbe gesehen. Auch das berühmte Perlenhalsband von vier Millionen oder Schürzen, welches der Kaiserin Elisabeth aus dem „Kronjuwelen“ im Jahre 1887 für 183,000 Francs erstanden, ist nach Amerika gewandert. Der vor einigen Tagen verstorbene russische Fürst Jusupow, der reichste Fürst der Welt, da sein Vermögen auf eine Milliarde Rubel geschätzt wird, besaß einen Juwelenchatz, größtentheils von historischem Interesse, welcher auf 200 Millionen Rubel geschätzt wird. Mit solchen Juwelenchatzen geht es wie mit Bibliotheken und Gemäldesammlungen; sie haben ihren Stammbaum, wie alte aristokratische Familien, und erben von Geschlecht zu Geschlecht weiter.

Auch der englische Hochadel, sowie der österreichische und der ungarische, besitzt bloß an Juwelen unerschöpfbare Summen, die nicht in die Millionen, sondern in die Milliarden gehen. J. B. vermacht die vor etwa einem Jahrhundert verstorbene Fürstin von Lobkowitz ihren Brillantschatz von 6666 ausgefallenen schönen Brillanten dem Kaiserinverleiher in Prag, um als Kronstrahl der Abenddämmerung, wenn sie in die kleine und düstere Schrifte des Klosters fallen, gerade gegenüber dem Palaste des Fürsten Bicolomini auf dem Pragerberg, gewährt die 6666 Brillantenmonstranz einen feenhaften, großartigen Anblick von Schatz und Farbenpiel.

Auch der Graf Edmund Rich zeigte in seinem Hause bei der „Staatskanzlei“ seinen Familienschatz, bestehend aus sechs „Garnituren“ mit Brillanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Türkisen und Perlen, eine jede „Garnitur“ bestehend in einem Saebel, einem „Reißer“, einem Sch für die Africa und zwölf großen runden Knöpfen. Werfen wir, so schreibt der Pariser Correspondent der „Voss. Ztg.“, einen Blick auf die reichsten Schmuck-Königinnen, welche den reichsten Schmuck an Juwelen, namentlich an Perlen besaßen, so sind zu nennen: die hebräische Königin von Asaph, Katharina und Elisabeth, die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, die Königin Elisabeth von England. Die jetzige Königin Victoria von England ist die reichste der Gegenwart, wenn man den Kronstein im Tower mit hinzurechnet. Es ist in dieser Beziehung nur auf den „Kohinoor“ (Berg des Lichtes) hingewiesen. Auch besitzt sie ein Antlitz, welches in der Welt nicht seines Gleichen hat, ein Halsband aus rosenfarbenen Perlen. Die frühere Kaiserin Eugenie besaß eines der folbarsten Halsbänder aus weissen Perlen, welches sie nach ihrer Flucht aus Paris im Juli 1871 an die Marquise de Baiba für 300,000 Fr. verkaufte. Die jetzige Kaiserin von Rußland besitzt die größten Brillanten, aber noch von älterem Schicksal, welcher den Werth der „Steine“ nicht zu voller Geltung kommen läßt. Zu den außerordentlichsten Juwelen der Kaiserin von Rußland gehören ihre Diademe.

Auch der Kaiser von Rußland Alexander III. ist ein großer Freund von Juwelen und hat erst im vorigen Jahre einen vollständigen Schmuck mit Smaragden und Brillanten angekauft. Zu den größten Seltenheiten gehören ferner die schwarzen Perlen. Den kostbarsten Juwelenchatz dieser Art hat die jetzige Kaiserin von Oesterreich. Der Kaiserin ist die „Garniture de Coriège“ aus Smaragden der Comtesse de Paris, ein Geschenk ihrer Mutter, der Duchess de Montpensier. Diese Smaragden gehören zu den größten und schönsten der Welt. Den berühmtesten Rubinen-Schmuck, Halsband, Armband, Broche, Ohrringe haben die Duchess de Luynes und die Duchess de Dombesville. Perlenhalsbänder haben außerdem die Vicomtesse de Harcourt, die Baronin Alphonse, Adolphe und Gustave v. Hochschild, welche letztere auch eine vollständige Parure in Smaragden hat. Es würde zu weit führen, alle die Namen der reichsten und vornehmsten Pariser Damemwelt zu nennen, welche für Hunderte von Millionen Juwelen aller Art besitzen, erwähnt sei nur noch die Prinzessin de Crov-Dulmen als Eigentümerin eines der schönsten und prächtigsten Diademe von Rubinen und Brillanten.

Ein „Rubin“ (Rubin) von der Größe eines Brillantolitars hat jetzt den fünffachen Werth eines solchen. Ein kleiner schöner „Rubin“ für 1000 Fr. findet schwer einen Käufer, allein ein großer schöner Rubin für 10,000 Fr. ist sofort an den Mann, oder richtiger an die Frau zu bringen. Die an Juwelen reichsten Fürstinnen unserer Zeit sind der Schah von Persien, der türkische Sultan und die indischen Rajahs, deren Juwelenchatze nicht nach Millionen, sondern nach Milliarden taxirt werden müssen.

Es befragt sich übrigens, wie im Anschluß hieran erwähnt sei, daß Leonide Leblanc jüngst eine andere, als die berühmte Perlenkette auf die Auction im Hotel Drouot brachte. Sie hatte die erste schon im November 1888 an den Juwelenhändler Chemin für 321,000 Fr. verkauft, wie nachfolgende Auction beweist, welche dieser einem Reporter des „Temps“ zeigte:

„Recu de M. Chemin la somme de trois cent vingt et un mille francs, pour cinq rangs de perles. Paris, 24. November 1888. Leonide Leblanc.“ Die ehemalige Schauspielerin behauptet nun freilich, sie habe dieses Perlenband im Auftrag einer Prinzessin verkauft, und der Juwelier der Rue de la Paix habe ihr verprochen, da er Käufer der zweiten Perlenkette nicht weigert, seinen Kauf anzutreten, so hat die Verkäuferin ihm den Preis geschickt. Der Preis, der aus diesem Handel hervorgeht, dürfte mancherlei Enthüllungen bringen.

Ropfabzweiden und Geisterbeschwören.

Wie die Derwische des Morgenlandes gen Welta ziehen, so kommen die Bauerer des Occident nach London, um ihren in noch guten Mannesjahren lebenden Propheten J. R. Masfelme zu bewundern und von ihm zu lernen. Sein Tempel nennt sich Englands Home of Mystery und besteht aus einem reizenden Theaterchen in einer Dependenz von Egyptian Hall in Piccadilly. Seine Hauptproduktion greift auf den Ursprung der Jahrmarktsgerei, das Ropfabzweiden zurück, welches auch früher in seiner ganzen Plumpheit stets grüner Eifer machte und jetzt in der realistischen Vollendung Meister Masfelme's ein ungläublich pabendes Experiment ist. Die Sache geht in einer regelrechten, vortreflich geübten Pöffe vor sich. Mr. Masfelme gibt den amerikanischen Arzt Dr. Volus, der in seinem Ordinationszimmer den Farmer Stevins empfängt, welcher sich über periodisches Kopfschmerz beklagt.

Der Doktor auscultirt den Bauernschädel und meint kopfschüttelnd, daß da eine eingehende innere Reparatur dringend nöthig wäre, zu deren leichterem Uebersehen er dem Patienten eine trinkbare Arznei anbietet. Der Ackermann trinkt den Trank und schüttelt sich. Er will, sagt er, die Operation lieber mannhaf und machend bestehen, als das abschüchtlende Zeug einnehmen. Der Doktor wählt hierauf wortlos ein großes funtelndes Messer aus dem Schrank, rüst es auf seine Schärfe, indem er verdinge nach ein Papier u. dann auch ein dem Bauer ausgehessenes Haar durchschneidet. Dann legt er dem Patienten ein Handtuch um die Brust, streift die Hemdbärmel bis über die Ellenbogen auf und stürzt sich im großen medicinischen Fanatismus mit dem blauen Messer auf sein Opfer, das ihn schreiend u. n. sich hält. „Ja, mein lieber Mann“, sagt der Doktor, „wenn Sie Furcht haben, dann müssen Sie trinken und nicht fühlen.“ Häßelklappern dem entsetzten sich der Kranke zur Arznei, worauf ihm Dr. Volus den Höllebrand hinabgibt.

Der arme Teufel ächzt und gurgelt, murmelt noch ein paar Flüche und schläft dann, auf dem faustähnlich stehenden, nach ein. Nun folgt das Haarfräusen, was man sich nur denken kann. Näherer Blick erntet und der Doctor prüft noch einmal die Schärfe des großen, furchterlichen Amputationsmessers. Dann geht er mit demselben gerade auf den schlafenden Kranken los und schneidet ihn langsam mit den größten Sägebewegungen den Kopf ab. Man sieht das Messer durch den ganzen Hals bringen, das vorgebundene schwammige weisse Tuch färbt sich roth, der Kopf wird bleich und bleicher und verzerrt sich, die Augen öffnen sich mit dem Ausdruck unglücklichen Schmerzes, und dann hat der Doctor den Kopf in der Hand und trägt ihn zu einem Tische, auf welchen er ihn stellt. Auf dem Tische bleibt der noch zuckende Rumpfsitzen.

Jetzt überkommt der Arzt das Bemühen, keine Operation, sondern einen Wund vollzogen zu haben. Einmal so weit, sucht er aus der Tasche Nadeln zu ziehen, durch welche die Taschen des enthaupeten Bauers und findet einen Beutel Gold. Der Kopf auf dem Tische aber sieht Alles mit an und schneidet komische Grimassen und blinzelt pfiffig mit den Augen, was dem mit angeblutetem Athem haunenden entsetzten Publikum wieder etwas Bedenken einflößt. Nun heißt es, den Körper fortzuschaffen. Den Kopf will der blutige Forscher zu einem Vase herbeizuführen. Der Schreck des Nigers beim Anblicke der Scene bewirkt die Aufhauer vollends. Der Rumpf in die Höhe gelegt, der Herr und Diener gehen ein wenig hinaus, um zu sehen, ob die Luft rein ist.

Während dessen steigt der Rumpf des Farmers wieder aus der Kiste und stellt sich seinem Kopf gegenüber, welcher zu sprechen anfängt: „So müssen wir uns vererben!“ Der Rumpf begnügt sich damit, traurig mit den Armen zu gestikulieren. Dann greifen die Hände nach dem Kopf und nehmen ihn in sich. Sein abgischmittenes Haupt stürzt sich verzerrt, geht der arme Bauer dann seiner Wege, worauf der Mörder und sein Diener eintreten, um die Kiste wegzuführen und erleichtert zurückkommen, um bei einer flüchtigen Wäsche die Furcht und Beweinenswürdigkeit zu verschwächen. Der Enthauptete aber, der wohl verchlößene Thüren geöffnet, kommt wieder zurück und jagt die Weiden in die Flucht. Er setzt sich selbst, das eigene lebende Haupt noch immer auf dem Arm tragend, an den Tisch und es folgt nun die wahrhaft rührende Scerbeine mit dem Kopf humoristisch gelipprochem Testament, unter Mittheilung des Stimmes wird

schwächer, der Kopf ganz lahl, der Rumpf streckt die Extremitäten und endlich ist alles aus und der Vorhang fällt.

Der Enthauptete spielt ein ausgegessener Komiker und Schauspieler Namens Locke und das Wunder besteht natürlich aus lauter Verleumdungen und Berrenlungen, Inflationsapparaten und dergleichen. Dieser Masfelme, welche nicht unerwähnt sind, so daß man auf die Wahrheit aller Vorgänge schweben möchte und nicht aus der Gänsehaut herauskommt.

Es gibt viele Dinge, in welchen die Engländer blassen Dumm vor machen lassen, was aber manuelle Geschicklichkeit anbelangt, niemals! Man kann sich einen Begriff von der Fertigkeit des Bauers Masfelme machen, wenn man erzählt, daß er in seinem Londoner Theater seit achtzehn Jahren ununterbrochen bei großem Gedränge Zuschauer findet und wahrscheinlich in die gleiche Fehde nicht dazu kommen wird, auf Reiten zu gehen.

Einen anderen Theil der Vorstellung bildet ein spiritistisches Lustspiel mit Geistererscheinungen. Sir Everleigh Stead, ein gefester blonder Kavallerier, erscheint bei der schönen und reichen Witwe Daffodil Downy, um sich mit ihr zu verloben. Die Dame hat nichts mehr gegen diese Verbindung einzumenden und macht dieselbe nur noch von der Einwilligung ihrer Mutter abhängig. „Wie, meine Theate,“ fragt der Lord. „Ihre Frau Mama ist ja bereits vor vier Jahren gestorben, in derselben Zeit, wie meine selige Gattin.“ Da eröffnet Mrs. Downy ihrem Verehrer, daß sie für diesen Abend den Besuch des berühmten Spiritisten Dr. Wade erwartet, welcher die in Gott ruhende Frau Mutter aus der Feinsten herbeizitiert wird. Gleich darauf werden in der That Dr. Wade und Mr. Morfel angemeldet. In der vollendeten Darstellung eines englischen Charlatans erscheint Mr. Masfelme als Spiritist und mit ihm Mr. Cool, der trübere Enthauptete, als sein rothhaiges und schlafpflüg lodes Medium.

Sir Everleigh, ein Verehrer des Spiritismus, empfängt den Geisterbeschwörer sehr von oben herab und gähnt einschläfend während des langweiligen Einleitungs-vortrages dieses würdevoll thnenden Zaubereis. Als aber der runde Tisch, um welchen herum sie sitzen, zu Kopfen beginnt und in dieser Weise bei vorgerichtetem Akkord exakt Namen und Stand Sir Everleigh's angibt, wird diesem heiz, und noch heifer, als der sich erhebenden Gesellschaft der Tisch an den Händen kleben bleibt. Der Tisch tangt denn auch ein wenig Gigue und wird beiseite geschoben, um dem Spiritistenlasten Platz zu machen. Derselbe wird aus den löse heringebachten vier Wänden nebst Decke und Untergetteil erbaud. Der Kasten ist leer und der Dr. Wade stellt den Spazierstock des Verdis hinein und schließt die Thür. Er bittet einen Male droht der Stof sich über die Hand der Spiritisten durch die verhängte runde Luke der Thüre von selbst in die Hand. Auf den Tisch gelegt, erhebt sich der Stof wieder von selbst und tänzelt in eine Ecke. Nun werden eine Violine und ein Bogen in den leeren Kasten gehängt, den bloß vier freischwebende Fäße halten.

Das verlassene Medium wird in magnetischen Schlaf verlegt und beginnt mit den Armen zu fiedeln, wobei aus dem Kasten die Geigenotone des „Carnevals von Venedig“ vernommen werden. Violine und Bogen reichen sich dann, wie früher der Stof, ohne Hand aus den runden Luken heraus, der Lord öffnet in hastiger Reue die Kasten und er ist leer. Kaum aber ist die Thür wieder geschlossen, als in der Luke ein plötzliches Leuchtgeräusch erscheint, ein wackelbleicher Frauenkopf, welcher mahnd die Augen aufschlägt. „Mein Weib, meine verlorbene Frau!“ schreit Sir Everleigh und will in den Kasten, was ihm aber der Spiritist wehrt. Unvoll ringt mit dem Doktor und fließt des verschwundenen Frauengeistes bringt jetzt ein feinerer Mannern aus der Luke, welche Hand dem ungeberdigen Sir Everleigh die blonde Perücke vom Kopf reißt und sie ihm vor die Füße wirft, worauf er ganz zahm wird und sich, um von der verjüngten Lady so nicht gesehen zu werden, hinter den Kasten vertritt, an welchen klebt das Medium, nachdem es in der Zwischenzeit aus einer bei sich geführten Schnapsflasche getrunken, wieder schlaf.

Mit einem Schläge verknüpft sich jetzt das ganze Haus, so daß auch die Zuschauer nichts sehen können als das schwarze Dunkel. Man hört bloß die Akteure sprechen und darunter den Spiritisten, welcher in langer mystischer Formel dem Geist der verstorbenen Mrs. Krupper, Mutter der Dame des Hauses, herausbeschwört. Ein schwacher Lichtschein wird sichtbar, wie auf mehrere Meilen weit, kaum größer wie ein Brillantfutteral. Der Schein kommt langsam näher, vergrößert sich allmählich und nimmt menschliche Gestalt an. Endlich schwebt er wie ein Engel herein, rund um den Raum herum, mit deutlich wahrnehmbaren wallenden Fransenwäandern. In Bahnen steht das Phantom aufrecht dort, wo sich die Personen des Stückes befinden müssen. Das geräuschlos schwebende Ange ernannt eine Matrone in Sterbkleidern, die mit monotoner Grabstimme die Frage stellt, warum sie in ihrer Ruhe gestört worden? Die Stimme des Spiritisten trägt in sehr achtungsvollem Tone den Wunsch der Tochter vor, zu ihrer Ueberwindung den Segen der todtten Mutter zu empfangen. Die Gespensterat wird sichtlich gerührt von dieser Mittelung und streckt die beiden Hände aus, worauf die Gansperibere d. d. Erscheinung die Schatten des Braupaares sichtbar werden läßt, welches finst, die Hände der Verstorbenen läßt und deren Benediction erhält.

Während der Geist der todtten Mutter, wieder daonischwebend, verschwindet, geht ein wahrer Gegenstoß los. Mehrere Paare Gerippe klappern herum, tanzen eine Art Quadrille und spielen mit ihren Schädeln Fangball. Dann greifen sie lodernde Potale aus der leeren Finsternis heraus und trinten auf das Wohl des glücklichen Paares, bekommen sämtlich Räusche, fangen an zu bogen und rücken einander zu gleicher Zeit mit solcher Gewalt an die bloßen Knochen, daß ein furchterliches Krachen entsteht, wobei es plötzlich hell wird. Mir war ganz wirbelig im Kopfe, wie allen meinen Sitznachbarn.

Der Spiritistenlosgang umgekehrt auf dem Boden und das verlorbe Paar einander in den Armen Weg waren alle Gespenster. Das Medium glühte den letzten Rest aus seiner Schnapsflasche und

„Der Doktor, würdig wie er war, nahm in Empfang sein Honorar,“ bei welchem vernehmlichen Abschied sich der Vorhang herunterließ, die Musik

das „God save the Queen“ ankündete und das elegante Publikum sich mit der Ueberzeugung erhob, den effectvollsten Schwindel der Gegenwart gesehen zu haben. Josef Siklojy.

Emile Zola und der Krieg.

Emile Zola, der gegenwärtig mit seinem neuen Roman „Der Krieg“ beschäftigt ist, läßt sich im „Matin“ folgendermaßen vernehmen: „Ich betrachte den Krieg als eine fatale Nothwendigkeit, der wir nicht entgehen können, weil sie gemässen der menschlichen Natur, der Schöpfung anhängt. Ich wünsche den Krieg nicht — denn ich wünsche, wäre in der That verbrecherisch — im Gegentheil, ich möchte, daß er so lange als möglich hinausgeschoben werde; aber, es wird eine Stunde kommen, wo wir gezwungen sein werden, ihn anzunehmen, ihn mitzumachen, selbst wenn wir ihn nicht herausfordern. Ich stelle mich in diesem Augenblick auf den allgemeinen Gesichtspunkt und mache keineswegs eine Anspielung auf unsere Uneinigkeit mit Deutschland, die ja eigentlich nur eine Anleihe in der Geschichte der Menschheit ist; ich sage, daß der Krieg notwendig, nützlich sei, weil er geradezu eine Bedingung unferer Existenz ist. Wir finden ihn überall, nicht nur zwischen verschiedenen Nationen und verschiedenen Rassen, sondern auch im intimen und Privatleben; er bildet eines der hauptsächlichsten Elemente des Fortschritts, und jeder Schritt, den die Menschheit nach vorwärts thut, war durch Blutvergießen gekennzeichnet.“

Was uns Franzosen betrifft, so bin ich überzeugt, daß der Krieg von 1870 für uns, trotz der schrecklichen Verluste, die wir erlitten haben, eine Wohlthat, ein heilsames Werk, eine Wunde war, die sich nicht heilen konnte, ohne die heilsame Lehre war. Ja, wir bedürften seiner; wir brauchen dieses Blutbad, um uns daraus wieder neu zu bilden. Vergleichen Sie das Frankreich von heute mit jenem, als das Kaiserreich Preußen den Krieg erklärte. Sind wir nicht fester, energischer, mehr Herren unserer selbst? Siderlich, und der Beweis hierfür ist, daß Deutschland, um uns Stand zu halten, das Bündnis aller europäischen Mächte lüch. Ja, der Zeitabschnitt, der dem Französischen Frieden folgte, war für uns eine Art Uebererhebung, ein neuerlicher Beweis für die unerschöpfliche Kraft des französischen Volkes. — Man sprach und spricht noch von Abstraktion. Das ist etwas Unmögliches, und wenn es auch möglich wäre, müßten wir eine solche zurückweisen. Ein Volk ist nur dann stark und groß, wenn